

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Mittel- und Südamerika**

**Margarine-Union**

**Hamburg, 1952**

Von Chile ins alte Inkareich

[urn:nbn:de:bsz:31-359320](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-359320)





## Von Chile ins alte Inkareich

### *Das kalte Wasser des Humboldtstroms*

Auf dem Dampfer „Santiago“ an der chilenischen Küste. – Lieber Jupp! Entsinnt Du Dich noch, daß ich Dir während der Überfahrt von Hamburg nach Mexiko von dem warmen Golfstrom schrieb? Hier unten gibt es auch eine Meeresströmung. Das ist der Humboldtstrom, der ist aber kalt.

„Paß auf, Pünneberg“, erklärt mir Käptn Hoorn und zeichnet mit ein paar Strichen die Meeresströmung auf ein Stück Papier. Der Humboldtstrom kommt aus der Antarktis und bringt kaltes Wasser mit – in Richtung Äquator bis über Peru hinaus. Dann wendet er sich nach Westen. Da strömen also beständig große Wassermassen ab, und die müssen doch irgendwie ersetzt werden. Aber woher nehmen? Tja, woher denn anders als aus den Tiefen des Ozeans! „Auftriebwasser“ nennt man das. Und das ist man nun auch reichlich kühl, wenn es an die Küste kommt. Und die Luft da drüber, die wird dadurch auch

abgekühlt. Kommt sie übers warme Land, erwärmt sie sich und wird trocken. Tja, und davon sind nun manche Strecken an der Westküste Südamerikas regenarme oder fast regenlose Wüsten geworden. Tja, so ist das mit dem Humboldtstrom. Das kältere



*Meuterei an Bord des Flaggschiffs*



Wasser aus der Tiefe ist von grünlicher Farbe, während weiter westlich die Wasser des Humboldtstromes tiefblau dahinfluten.

In dem kühlen Wasser gibt es Unmengen von Fischen, die zahllose Seevögel anlocken, die an der Küste und auf den Inseln nisten und brüten.

„Und Humboldt? Warum hat wohl die Meeresströmung diesen Namen?“ fragte mich Fernandez. Das habe ich nicht gewußt. Jupp, weißt Du es? – Alexander von Humboldt war ein berühmter deutscher Naturforscher, der Anfang des vorigen Jahrhunderts in Südamerika gereist ist und auch die Meeresströmung beobachtet und beschrieben hat.

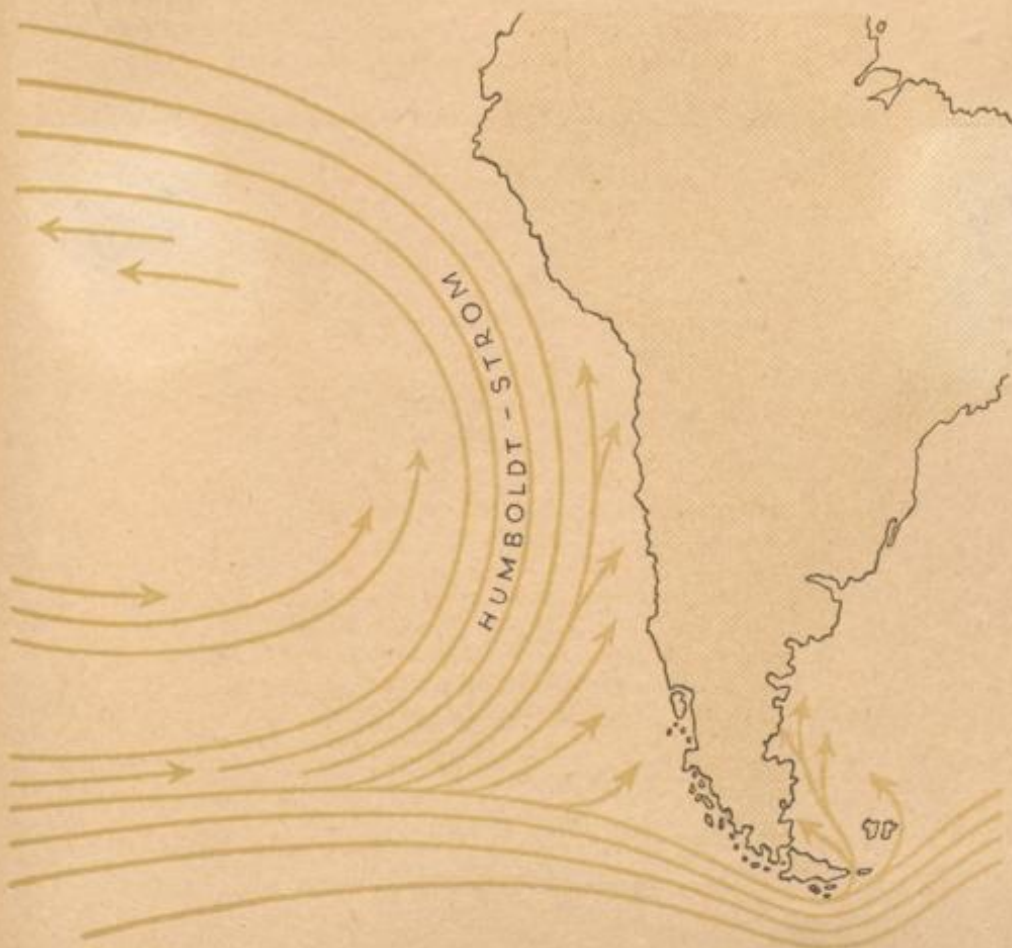
### Am Fuße der Kordilleren entlang

Ehe wir in wenigen Stunden in Valdivia an Land gehen, will ich noch meinen Brief zu Ende schreiben. Auf der langen Seefahrt von Feuerland bis hier herauf habe ich erst so richtig gesehen, was für ein gewaltiges Kettengebirge die Anden sind. Wie eine riesige Mauer ragen sie aus der Tiefebene an der Küste auf und steigen, je weiter wir nach Norden kommen, immer höher an. Schneebedeckte Dreitausender und noch höhere Berge sind darunter. Allmählich nimmt auch der Wald wieder zu, aber noch ist es ein kalter, feuchter Nebelwald. Sturmvögel, die Albatrosse, kreuzen unseren Weg, Möwen begleiten unser Schiff. Am Strand der vielen Inseln sind mit dem Fernglas Pinguine und Seelöwen zu erkennen. Die südlichste Küstenlandschaft Chiles erinnert an die norwegischen Fjorde, meint Käptn Hoorn, der schon in jedem Winkel der Welt gewesen ist.

Eben fragte mich Käptn Hoorn, wie tief ich das Meer hier wohl schätzte. Ich habe ein paar hundert Meter geraten. Aber Käptn Hoorn schüttelt geringschätzig den Kopf: „Nein, nein – so hoch wie die Berge in der Ferne sind, so tief ist es auch.“ Ganz rasch sinkt der Meeresboden von der Küste bis auf



Verurteilung der Meuterer



4000 und 6000 m Tiefe ab. „Die Erdkruste ist hier ordentlich verbogen“, meint Fernandez. „Kein Wunder, daß es öfter Erdbeben und noch viele tätige Vulkane gibt!“ –

Da kommt der Hafen von Valdivia in Sicht! Tjüs, bester Jupp, ich gebe den Brief, wenn wir an Land gehen, gleich zur Post.

### „Im letzten Winkel der Welt“

Ich muß nun wieder anfangen, so eine Art Tagebuchbrief zu schreiben. Wann er zur Post gelangt, weiß ich noch nicht. Wir sind ziemlich weit von einer Poststation entfernt. „El ultimo rincón del mundo“ – den letzten Winkel der Welt nannten die Spanier einst das südliche Chile.

Von Valdivia aus haben wir nach Santiago telegraphiert, ob Onkel Tom und Paulo schon eingetroffen sind. Sie sind noch nicht da.

„Dann machen wir eine Bergtour in die chilenische Schweiz“, schlug Fernandez vor, „ein so passendes Klima für Dich Mitteleuropäer, lieber Conny,



wie hier in diesem herrlichsten Winkel auf Gottes Erdboden gibt es in Südamerika kaum noch einmal!" Als wir von Valdivia ins Land hineinfuhren, gab es eine Überraschung: Die Holzhäuser der Siedlungen mit ihren Blumentöpfen an den Fenstern und Vorgärten an den Häusern sahen wie deutsche Bauernhäuser aus.

"Richtig geraten!" sagte Fernandez. Hier wohnen tatsächlich viele Deutsche. Und die Kühe auf den Bergweiden sehen wie unsere friesischen aus. Das Vieh wird von den Hirten bis hoch in die Berge getrieben. Land und Leute machen einen fast europäischen Eindruck. Neger und Asiaten gibt es fast überhaupt nicht in Chile.

Aber, lieber Jupp, das schönste ist hier doch die großartige Landschaft. Ich schreibe Dir das jetzt während einer Rast hoch im Gebirge, am Ufer eines tiefblauen Bergsees. Wir sind heute früh noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen, Fernandez, ein chilenischer Führer und ich. Zuerst hoben sich die gewaltigen Silhouetten der Berge vom heller werdenden Himmel ab, an dem die letzten Sterne verblaßten. Dann wurde der Himmel gelblich, bis die hinter den Bergen emporsteigende Sonne alles mit strahlendem Licht übergoß. Vor uns liegt der Orsono, ein gewaltiger Vulkan. Sein Krater ist erloschen und vollständig vergletschert. Wie ein Edelstein leuchtet die Eiskuppe auf dem Blau des Himmels. Mächtige Wälder steigen an den Hängen empor. In der Ferne braust der Wasserfall eines Gebirgsflusses. Die Täler sind steil und eng.

### *Erdbeben und Vulkanausbruch*

"Da drüben", zeigt uns der chilenische Führer, "das ist der Calbuco, ein noch tätiger Vulkan. Vor 35 Jahren, Señores, da hat er seinen letzten Ausbruch gehabt. Caracho, beängstigend ist es gewesen, aber auch schaurig schön. Besonders nachts. Das Flammenmeer über dem Gipfel hat eine unglaubliche Helle verbreitet. Aber 1939, das große Erdbeben in Mittelchile. Madre dios! Ich habe es miterlebt. Beim ersten Stoß sind wir ins Freie gerannt. Oh, schrecklich, furchtbar ist es gewesen! Als wir uns umdrehen, war die Hütte verschwunden, vom Erdboden verschluckt. Gelaufen sind wir — in Todesangst, die Erde schwankte unter unseren Füßen. Glauben Sie mir, Señores, das war wie ein Welt-



*Trauerfeier auf Magellans Flaggschiff*

untergang. Das ganze, weite Land ist verwüstet worden. Kein Baum und kein Strauch mehr, so weit man sehen konnte."

### *Der Inquilino lief davon*

Unser chilenischer Führer erzählt aus seinem Leben. Er hat einmal eine große Dummheit begangen, ist seinem Patron, dem Besitzer einer Hacienda, davongelaufen. Kein anderer Hacendado hat ihm daraufhin wieder Arbeit gegeben. Warum denn nicht? Oh, das ist ungeschriebenes Gesetz hierzulande. Der Inquilino ist ein seßhafter Arbeiter auf der Hacienda. Ein Stückchen Land überläßt ihm der Patron zum Bebauen. Das reicht gerade für ein paar



*Vor dem vergletscherten Krater des Orsono-Vulkans*



### Onkel Tom schickt ein Telegramm

Wieder in Valdivia. Von Onkel Tom lagen zwei Telegramme für uns auf der Post. Wir sollten endlich nach der Hauptstadt Santiago kommen.

Am nächsten Tag. Wir sitzen im Zug und fahren nordwärts nach Santiago. Unendlich langgestreckt ist dieses Land. Eigentlich nur ein Küstenstreifen oder besser ein großes Längstal zwischen einer niedrigen Küstenkordillere und der gewaltigen Hochgebirgskette, die nach Norden zu immer höher ansteigt. Fernandez meint, die durchschnittliche Breite des Landes entspricht vergleichsweise etwa nur der Entfernung Berlin—Hannover. Seine Länge aber — Jupp, schlag den Atlas auf, sieh nach und staune! — einer Strecke von Kopenhagen bis zum Tschad-

See. Nein, Jupp, das ist kein Witz: wirklich bis zum Tschad-See mitten in Afrika.

### Paulo berichtet vom Andenflug

Große Wiedersehensfeier in Santiago! Onkel Tom und Paulo holen uns ab. Es gibt viel zu erzählen. Aber alles, was wir auf unserer Schiffsreise erlebt haben, verblaßt vor dem Andenflug, den die beiden hinter sich haben. Der dicke Paulo wollte anfangs lieber mit der Eisenbahn fahren. Aber Onkel Tom verachtet doch die Eisenbahn als unmodern, und so ging es also im Flugzeug über die Anden. — „It was wonderful!“ bestätigt Onkel Tom und schiebt die Pfeife in den Mundwinkel. „Wir haben dem Aconcagua persönlich guten Tag gesagt.“

„Wem?“

„Oh, look, there!“ Er zeigt in die Ferne. Von dort grüßt der majestätische Schneegipfel des höchsten Berges von Chile herüber.

Paulo muß erzählen. „Auf dem Flugplatz in Mendoza haben uns die Leute gesagt, die Anden seien das gefährlichste und heimtückischste Gebirge der Welt“, beginnt er gewichtig. „Auf- und Abwinde gibt es an den Hängen, ich kann euch sagen! Und plötzliche Wetterwechsel, die wie aus heiterem Himmel kommen! Aber trotzdem wird die Strecke Buenos Aires—Mendoza—Santiago regelmäßig von Verkehrsflugzeugen befliegen. Besonders die Chilenen sind hervorragende Flieger.“



Vulkanausbruch

Hühner, eine Ziege, ein Schwein — eine Hütte aus Astwerk, mit Lehm beworfen. Drinnen kärglichster Hausrat und eine Kuhhaut, auf Holzleisten gespannt, als Bett. Knapper Tagelohn, eine Handvoll gesalzenes Trockenfleisch und ein Topf voll Mais — gerade soviel, um nicht zu verhungern.

„Das ging so jahraus, jahrein, seit Generationen“, fuhr der arme Peon fort. „Als Zahntag war, hab' ich eins über den Durst getrunken, Pisco, eine Art Weinbrand, den man an der ganzen Westküste entlang trinkt. Warum immer nur armer Inquilino sein wie Vater und Großvater? Also, noch einen Pisco! Und dann hatte ich plötzlich Mut und bin auf und davon. Ich war zwar kein Inquilino mehr, aber ein besseres Leben hab' ich auch nicht gefunden.“



Albatrosse, unsere Begleiter





Unser Besuch auf einer Vogelinsel

Anfangs war es ganz gemütlich. In bunten Farben lag die vulkanische Bergwelt unter uns, zur Seite die Schneegipfel gegen den azurblauen Himmel. Plötzlich begann das Flugzeug rasend schnell zu fallen. Ein Abwind hatte es erfaßt. Die Felsen und Berge kamen näher – in Sekundenschnelle. Vor uns nur Felsen, nichts als Felsen. Und wir fielen noch immer. Hatte der Flugzeugführer völlig die Gewalt über die Maschine verloren? – Glaubt mir, in den paar Sekunden hat jeder schnell ein Vaterunser gebetet! – Und es hat geholfen! – Plötzlich hörte der teuflische Wind auf. Die Maschine verlor nicht mehr an Höhe. In 5000 Meter etwa überflogen wir den Paß, auf dem sich eine steinerne Christusfigur und eine Funkstation befinden.“ Paulo schnaufte vor Aufregung. Er gab zu, dann nicht mehr viel gesehen zu haben. Er hatte plötzlich eine Tüte benutzen müssen, weil er „seekrank“ geworden war. Als er unten im Dunst des Tieflands Santiago auftauchen sah, hatte er dankbar aufgeatmet.

„Großartig, wirklich großartig“, schloß er seinen Bericht. „Aber ich fahr’ doch lieber mit der Eisenbahn.“ –

Morgen Abschiedsfeier mit Paulo. Er bleibt bei Verwandten hier in Santiago.

### *Vogelmist, der Reichtum brachte*

Bald hätte ich vergessen, noch ein besonderes Erlebnis aufzuschreiben. Jupp, Hand aufs Herz, wenn Du Dich von der Schule her an Chile erinnerst, kommt Dir ein bestimmtes Wort in den Sinn. „Eine Quelle des Reich-

tums für dieses Land“, pflegte unser Erdkundelehrer zu sagen. – Richtig, der Guano! –

Also Du, was die zahllosen Vögel hier seit Jahrhunderten produziert haben . . . Junge, Junge, da kann man nur staunen und sich die Nase zuhalten. Meterdick liegt der Vogelmist und stinkt kilometerweit gegen den Wind. Man gräbt ihn einfach ab. Das soll allerdings nicht zu den appetitlichen Beschäftigungen gehören.

Wir sind auf einem Vogelfelsen herumgeklettert. Kommst Du näher, fliegen riesige Scharen von Möwen auf. Wie weiße Wolken sieht das aus. Bei jedem Schritt mußt Du aufpassen, nicht auf Eier oder Jungvögel zu treten. Auf Klippen und in den Schründen brüten die Alten in ungezählten Scharen. Kormorane, Töpel und wie sie alle heißen. Wie wir näher kamen,

liefen sie oft nur unbeholfen ein paar Schritte beiseite und blickten uns mißtrauisch nach, um dann zu ihrem Nistplatz zurückzuwatscheln. Am komischsten benahmen sich die jungen Möwen. Wenn wir auf sie zukamen, steckten sie einfach den Kopf in den nächsten Felsspalt, wohl in der Meinung, wir sähen sie dann nicht. Sie waren jetzt leicht zu greifen. Aber da schossen auch schon mit gellenden Schreien die Alten auf uns herab und pfeilschnell an unsern Köpfen vorbei. Wir duckten uns unwillkürlich, ließen das Möwenjunge los und machten uns aus dem Staube, weil die Angriffe immer heftiger wurden. Es war ohnehin eine ziemlich gewagte Kletterpartie. Noch lange hatten wir das gellende Geschrei vom Vogelfelsen in den Ohren.



Wir durchqueren die Salpeterwüste Atacama



## Quer durch die Salpeterwüste

Mein Tagebuch bleibt lückenhaft, ich weiß. Jetzt sind wir schon hoch im Norden des Landes: in der Wüste Atacama. Onkel Tom, der schon viel in der Welt herumgekommen ist, sagt, das sei mit die ödste, trostloseste Gegend der Welt. Ich will es gern glauben. Nicht ein grünes Hälmchen wächst hier. Jahrzehntlang fällt kein Tropfen Regen. Über Tag erhitzt die glühende Sonne das Land. In den eiskalten Nächten springen und splintern die Felsen. Alles ist mit schwarzgrauem und graugelbem Staub überzogen. Wellblechbaracken und rauchende Schloten, grell bemalte Kinos und Kantinen — das sind die einzigen Abwechslungen in der wasserlosen Staubhöhle. — Wir hatten hier ein seltsames Erlebnis. Als ich mir mit dem Kamm durch die Haare fuhr, gaben sie winzige Funken. Als ich mir ein frisches Hemd anzog, knisterte es vernehmlich. Alles scheint elektrisch geladen. Das soll an der trockenen Luft liegen, sagen die Leute, die das täglich erleben. Mitten in dieser Einöde stehen riesige Salpeterwerke. Man räumt den Gesteinsschutt weg, und dann tritt der weißliche Salpeter zutage, in der Sonne glitzernd, einst kostbarstes Düngemittel neben dem Guano.

„Heute ist seine Bedeutung für mancherlei Zwecke zurückgegangen, seitdem man synthetischen Stickstoff aus der Luft herstellen kann“, sagt Fernandez.

„Aber immer noch wichtig und kostbar“, meint Onkel Tom, der



Jagd auf Chinchillas

hier Nordamerikaner besucht, die Leiter der Gesellschaft, die den Abbau des Salpeters betreibt.

### Mäuse, Ratten und Chinchillas

Seltsam, in dieser entsetzlichen Öde gibt es doch Tiere. Mir fiel gleich ein merkwürdiger Geruch auf, weißt Du, so wie in einem Keller, wo Ratten hausen. Tatsächlich sieht man die Biester hier häufig, auch Mäuse und Eidechsen. Wovon sie eigentlich leben, ist mir schleierhaft. Das merkwürdigste Tier aber, das es auch hier in der Salpeterwüste gibt, ist das Chinchilla. Du mußt Dir ein Wesen halb Maus, halb Eidechse vorstellen. Dem seiden-

weichen, glänzenden Fell nach ist es eine Maus. Es kann sich aber wie eine Eidechse stundenlang an einer glatten Wand festhalten, oft in der glühenden Mittagshitze.

Ein Arbeiter zeigte uns ein solches Tierchen in einem Käfig in der Baracke. Es war ganz zahm und zutraulich. Es gibt aber auch „Chinchilleros“, Chinchillajäger, die mit Hunden richtige Treibjagden auf die Tiere veranstalten, ihrer kostbaren Fellchen wegen.

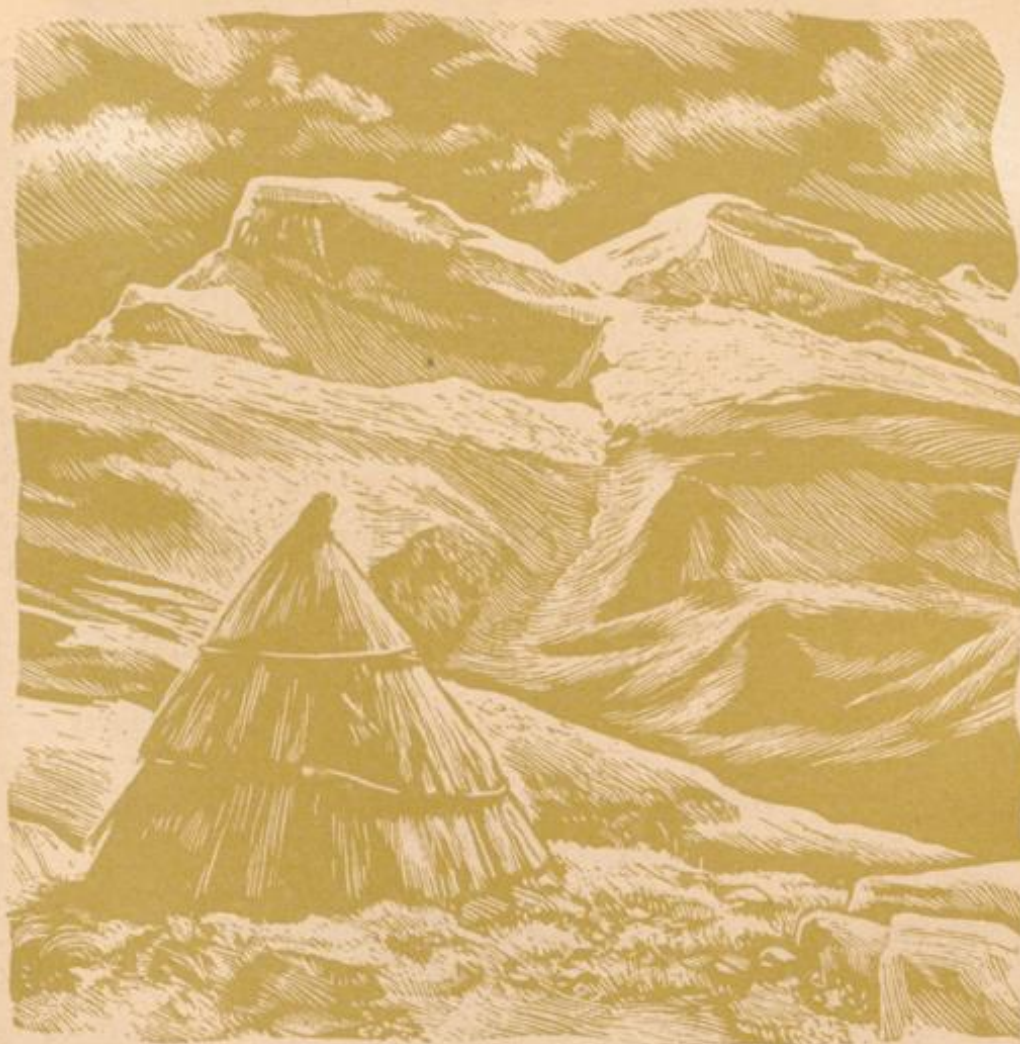
### Die größte Kupfermine der Welt

Onkel Tom hat uns mit zur Kupfermine Chuquicamata genommen. Sie gilt als die größte der Welt, ist auch in nordamerikanischen Händen, 3000 Meter hoch gelegen, mitten in der Bergwüste. Ein trostloser Ort, wo



Kupfergewinnung mit Großbaggern





einige Amerikaner und ein paar hundert Indios wohnen, die das Kupfer abbauen. Ganze Höhenzüge bestehen hier aus kupferhaltigem Erz. Wir kamen gerade zu einer gewaltigen Sprengung zurecht, mit der Gesteinsmassen gelöst wurden. An den Berghängen sind große Terrassen eingesprengt. Elektrische Großbagger fressen sich in den Hang und verladen das erzhaltige Gestein in Waggonen, in denen es zur Aufbereitung gefahren wird. Staub, Hitze und Einöde hatten uns ganz krank gemacht. Welch ein Anblick, als wir beim Hafen Antofagasta endlich die weißen Schaumkämme des Meeres wieder sahen! Aber Regen oder Luftfeuchtigkeit gibt es auch hier nicht. —

Lieber Jupp, jetzt muß ich meinen Bericht aus Chile endlich schließen und den dicken Brief zur Post geben. In einer Stunde fahren wir mit einem Omnibus los — Richtung Bolivien.

### *Hochgebirgsfahrt mit Ohrensausen und Nasenbluten*

La Paz, Bolivien, 3700 Meter hoch. — Lieber Jupp, ich kriege keinen ordentlichen Brief zustande. Dauernd muß ich gäh-

nen, mein Puls jagt, und der Kopf tut weh. Ich kann auch gar keinen rechten Gedanken fassen. Es ging schon unterwegs los, als wir erst mit dem Auto, dann mit der Bahn, ins bolivianische Hochland fuhren. In endlosen Windungen keuchte der Zug bergauf. Ab und zu eine Station — eine kleine Bude aus Holz und Wellblech. Und weiter geht es, immer höher hinauf.

„Die Zugspitze läge jetzt schon unter uns“, sagt Fernandez. Lange waren tief unter uns noch das blaue Meer und der silberweiße Brandungstreifen zu erkennen. Der Zug klettert weiter. In den Schläfen beginnt es zu klopfen. Wir sind die Höhe noch nicht gewöhnt. Die meisten Fahrgäste im Zug nicken ein. Ich bekomme plötzlich heftiges Nasenbluten und Ohrensausen. Und immer steiler geht es hinauf, durch wildes Gestein, an düsteren Schluchten vorbei. Der Fels leuchtet rötlich gegen den dunkelblauen Himmel.

Endlich haben wir die Hochfläche erreicht — weithin ist nichts als gelbliches Gras zu sehen. Dort drüben eine Indianerhütte. Der Zug hält wieder. Neben dem kümmerlichen Stationsgebäude hocken Indianerfrauen, eine ganze Reihe, und bieten uns Eier und gebratene Hühner zum Kauf an. Dann keucht der Zug weiter auf La Paz, die bolivianische Hauptstadt, zu.

### *In der höchstgelegenen Großstadt der Welt*

La Paz ist die höchstgelegene Großstadt der Welt. Auf das bunte Gewimmel in den Straßen zwischen modernsten Hochhäusern aus



*Sprengungen in der Kupfermine*



Beton und Stahl schauen die Bergriesen aus ihrer unnahbaren Einsamkeit herab. An der Prachtstraße, dem Prado, große, reichgeschmückte Kathedralen. Die Straßenbahnen sind überfüllt. Autos jagen vorbei. Aber uns fällt auch hier das Atmen schwer. Die Höhenluft ist zu dünn, obgleich in Bolivien gut 3000 Meter noch als keine besondere Höhe gelten.

Seitab in den älteren Stadtvierteln, mit steilen Gassen und holperigem Pflaster, herrscht ein buntes Durcheinander von Mestizen und Indios. Wie wir in eine Straße einbogen, bin ich mit offenem Mund stehengeblieben. Saßen da am Rande des Bürgersteigs Indianer mit ihren Frauen, die ihnen die Läuse aus dem Nacken auf sammelten – und aufaßen. Die Indios müssen zu meist schwer schuften, auf den Farmen des „Altiplano“, der

Hochebene. Lieber steigen sie aber noch höher in die Berge, um in 5000 Meter Höhe Schwerarbeit in den Zinnminen zu leisten, weil sie dort von den Nordamerikanern und Europäern, die die Betriebe leiten, besser behandelt und bezahlt werden.

Lieber Jupp, kannst Du Dir das vorstellen: Eine richtige Industriestadt – so hoch gelegen wie der Gipfel des Montblanc – mit modernsten Wohnungen und elektrischen Anlagen! Auf die Dauer können es hier zwar meist nur die Indios aushalten. Ihnen macht die Höhe nicht viel aus. Die Weißen müssen meist nach wenigen Monaten das Klima wechseln. Denn wenn man länger dort bleibt, hat man angeblich unter Schlaflosigkeit zu leiden und kann keine geistige Arbeit mehr leisten.

### Auf dem Markt von La Paz

Man merkt es den armen Quetchua-Indianern Boliviens kaum noch an, daß sie die Nachkommen des ältesten und höchsten Kulturvolkes in Südamerika sind. Fernandez sagt, Bolivien sei geradezu die Wiege südamerikanischer Kulturvölker. Auf den Hochflächen des Gebirges, von gewaltigen Bergriesen eingeschlossen, waren hier schon Kulturen mit mächtigen Bauwerken entstanden, lange vor der Zeit des europäischen Altertums und auch lange vor der Herrschaft der Inkas und Azteken. Die gewaltigen Ruinen von Tiahuanaco gelten als die ältesten der Welt.

Die heute lebenden Indios haben kaum noch etwas von der einstigen Kulturhöhe bewahrt.



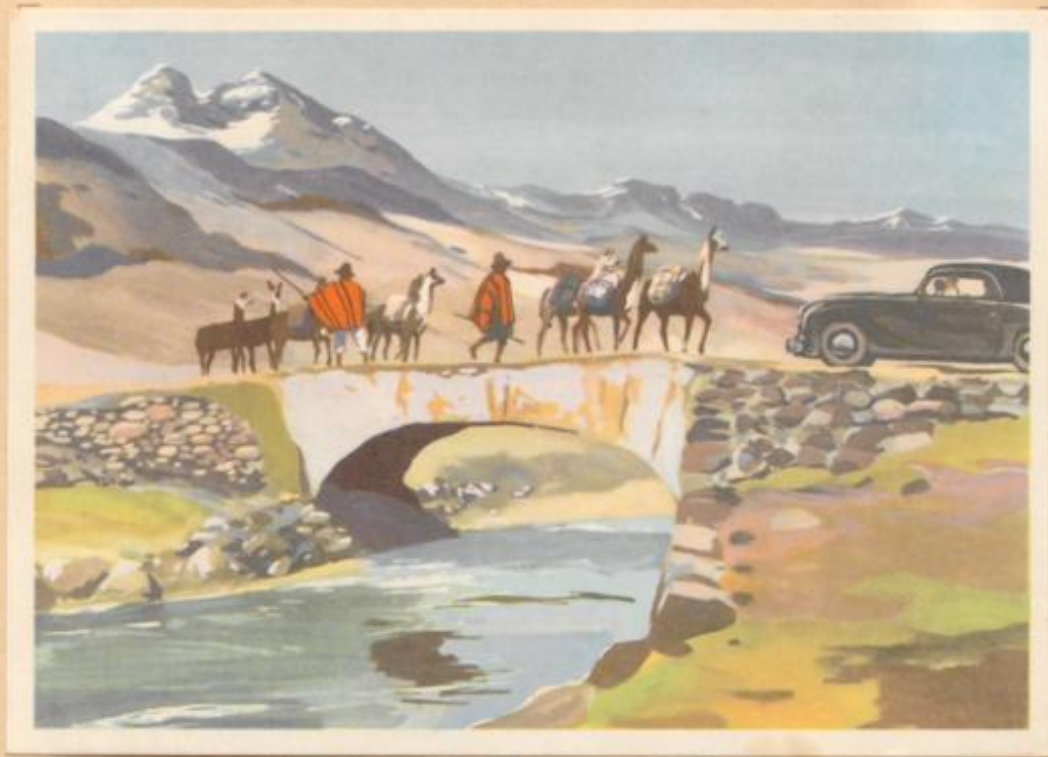
La Paz, die höchstgelegene Großstadt der Welt

Aber es ist ein buntes, malerisches Volk. Wir sind auf den alten Markt von La Paz hinuntergegangen. Phantastische Gestalten! Die Männer in grellbunten Ponchos und halblangen Hosen, die Füße nackt oder in Holzpantinen. Kupferbraune Gesichter, kohlschwarze Haare und bunte, gestrickte Mützen, auf denen manchmal auch noch ein heller Filzhut sitzt; denn auf der Hochebene ist es kalt! Die Frauen der Indios hocken auf dem Markt wie riesige Farbkleckse, oft ein Baby auf dem Rücken, vor sich Obst und Gemüse, das sie feilbieten. Die Frauen tragen meist eine Unzahl Röcke. Sie ziehen angeblich nie einen aus. Ist der oberste abgetragen, wird ein neuer, handgewebter darübergezogen. Na ja, hygienisch ist das gerade nicht. Aber es hält schön warm.



Markt in La Paz





Wir treffen eine Lama-Karawane in den Hochanden

### Knallfrösche und Feuerräder

Und auf den ländlichen Straßen ist ein Betrieb! In gelbe Staubwolken eingehüllt, ziehen Lama-Karawanen, oft Hunderte von Lasttieren. Hinter ihnen zwei, drei indianische Treiber auf Maultieren, den bunten Poncho über der Schulter, und die Satteltasche mit geröstetem Mais als Reiseproviant gefüllt. Verwegene, verwiterte Gestalten sind diese Karawanenführer — echte Caballeros der einsamen Landstraßen! Allein begegnen möchte ich ihnen nicht. Die sehen aus, als ob sie mit einem Gringo nicht viel Federlesens machen. Mir genügte schon ihr halb lauender, halb gering-schätziger Blick, als sie mit ihren Tieren an uns vorbeizogen.

Maultiere gelten als Luxus; Lamas sind billiger und genügsamer. Denen genügen noch ein paar bittere Gräser am Wege; und wenn es sein muß, so hungern sie auch ein paar Tage. Aber störrisch und bissig sind diese Biester. Ist ihnen die Last zu schwer, legen sie sich einfach hin. Spucken können sie auch. Deswegen habe ich früher im Zoo schon immer einen großen Bogen um sie gemacht.

Lamas siehst Du übrigens auch mitten im tollsten Verkehr der Städte. Oder sie stehen wartend in den Höfen und gucken mit etwas dumm-stolzem Blick hochmütig in die Gegend. So unerschütterlich standen sie auch im dicksten Gedränge, als wir gegen Abend auf die Plaza einer kleinen Stadt kamen.

Dort war ein buntes Volksfest im Gange. Die Indios hatten sich ihren Festtagsstaat angezogen:

Das war aber nicht mehr die bunte Volkstracht, sondern billigste europäische Kleidung, die ihnen irgendein Händler für teures Geld aufgeschwatzt haben mochte. Eine Musikkapelle spielte. Als die Nacht hereinbrach, wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Frösche knallten, und Feuerräder schwirrten durch die Luft. Dunkle Gestalten sprangen durch die Flammen; blutrot lag der Schein des Feuers auf den Gesichtern, lauter Jubel und der Lärm der Tingeltangelmusik über dem nächtlichen Platz.

### Treibjagd auf eine Vogelspinne

Wir hatten uns verspätet und mußten in einem ländlichen Gasthaus übernachten. Elektrisches Licht gab es nicht. Wir steckten eine Kerze auf einen Flaschenhals. Caracho — was für

ein Ungeheuer kroch da eilig über die Wand! Eine faustgroße Spinne! Mit behaarten Beinen und zwei langen krummen Zähnen am glatten Bauch. Jeder von uns griff sich irgendein Wurfgeschöß, um die Vogelspinne zu erlegen, deren Biß für kleinere Tiere absolut tödlich ist.

Es begann eine wilde Jagd mit Gepolter und Fluchen, bis sie Onkel Tom mit einem wohlgezielten Wurf seines Stiefels zur Strecke brachte. Ich konnte lange nicht einschlafen. Im ersten Traum kroch plötzlich ein großes Spinnenungeheuer mit unzähligen behaarten Beinen auf mich zu. —

So, jetzt werde ich aber endlich meinen Brief schließen und absenden, sonst mußt Du allzulange auf Nachricht warten. Leb wohl,



Mit Flaschen und Stiefeln auf Vogelspinnenjagd



Jupp, und schreib mir doch auch mal wieder! Am besten postlagernd nach Lima (Peru) oder Quito in Ecuador.

### *Im Auto hinter Vicunjas her*

Beilage zum letzten Brief. Das Postflugzeug kommt erst übermorgen. Also kann ich Dir noch einen Kurzbericht geben. Onkel Tom hat sich bei einer nordamerikanischen Firma in La Paz einen Wagen geliehen. Wir wollen ostwärts nach Santa Cruz fahren, wo das Land niedriger wird, bis es allmählich in Tiefland übergeht. Onkel Tom wollte aber erst einmal den Wagen ausprobieren. Deshalb haben wir gestern eine kürzere Tour in die Berge unternommen.

So ungefähr bis in Montblanc-Höhe sind wir gefahren. Man merkte es dem Wagen an, daß ihm auch bald die Puste ausging – wie uns. Es war eine verwegene Fahrt. Ringsum Felseneinöde, aber in leuchtenden Farben strahlend, je höher wir kamen. Ein schneidender Wind fegte uns entgegen. Trotz dicker Wollsachen froren wir wie die Schneider. Menschen wohnen in diesen Höhen nicht mehr. Einmal stand eine verlassenste Steinhütte am Weg, wohl von indianischen Hirten oder Karawanenführern erbaut.

Auf der Hochfläche, die man hier Puna nennt, gelbliche Grasflächen und weit hinten eine Herde äsender Vicunjas. Das sind die wild lebenden Verwandten der Lamas, gelblich-braun bis kupferrot, so daß man sie ohne Glas kaum von der Landschaft unterscheiden konnte. Wir fuhrten vorsichtig näher, zeitweise durch Felsen gedeckt. Aber als wir auf die freie Fläche hinauskamen, stob die Herde davon. Unser Wagen konnte das Tempo nicht durchhalten. Der Abstand wurde schnell größer. Schon waren sie in einer Schlucht verschwunden.

### *Gefährliche nächtliche Abenteuer*

Unsere Autofahrt ins bolivianische Tiefland wäre fast schiefgegangen. Wir hatten einen landeskundigen, bolivianischen Fahrer gemietet, der uns in La Paz empfohlen worden war. Ein Mestize. Sehr vertrauenerweckend sah der Mann zwar nicht aus.



*Mit dem Auto hinter fliehenden Vicunjas her*

Mir fiel gleich sein falscher, verschlagener Blick auf. Aber Auto fahren konnte er. Wie die Feuerwehr! Es ging in einem unvorstellbaren Tempo bergab. Der Kerl nahm die engen Steilkurven der Bergstraße, daß einem Hören und Sehen verging.

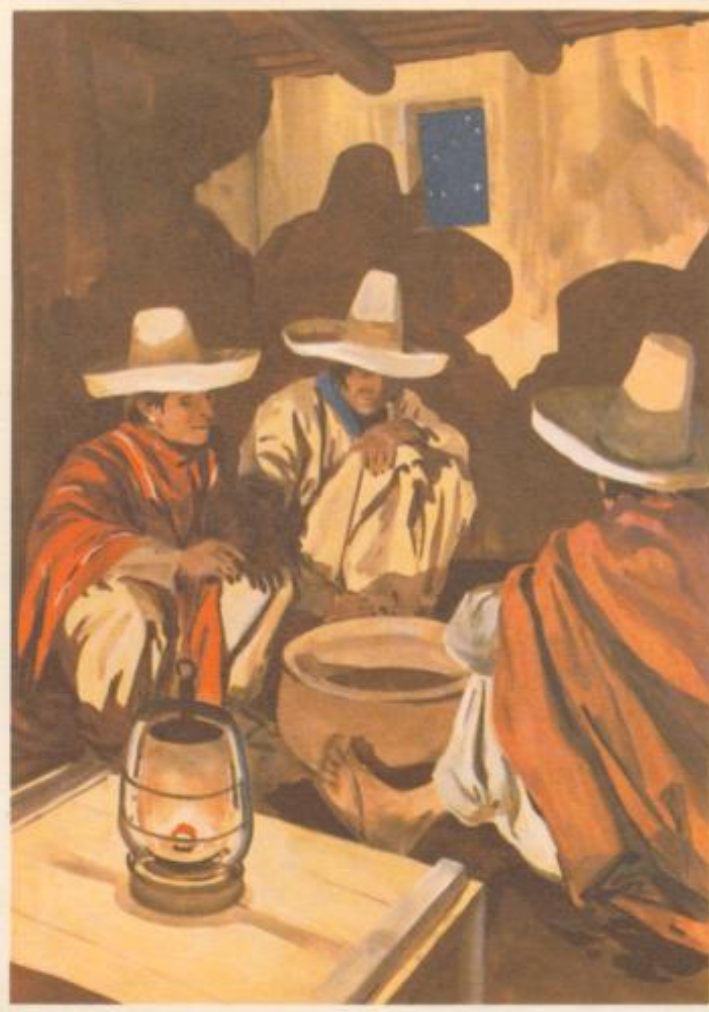
Schon waren wir in die Waldregion hinabgekommen. Es war Nachmittag geworden. Das Land wurde hügelig. Da stoppte der Fahrer plötzlich, stieg aus und guckte in den Benzintank. Aha, das Benzin ging zu Ende. Aber wir hatten ja einen Reservekanister mit, der hinten aufgeschnallt war. Wir stiegen auch aus. Aber was war das? Der Kanister war leer...! – Der Fahrer stieß einen unverständlichen Fluch aus, dann zuckte er die Achseln und sah uns mit verkniffenen Lippen an.

Was sollte das heißen? Hatte der Kerl einen leeren Kanister mitgenommen oder ihn unterwegs auslaufen lassen? Was beabsichtigte er damit – hier in der völlig unbekanntem Gegend?



*„Autopanne“ im tiefsten Bolivien*





*In einer berühmten Indianerkneipe*

Wir hielten Kriegsrat. Plötzlich erbot sich der Fahrer, uns zu einer Herberge zu führen. „Gar nicht weit, Señores!“ Und der Wagen mit dem Gepäck? Der kann hierbleiben, gewiß! Hier findet ihn keiner. „Glauben Sie mir, Señores!“

Unser Mißtrauen wuchs. Irgendwo schien eine Falle zu lauern. Also schnell Beschluß gefaßt: Onkel Tom blieb mit dem Fahrer beim Wagen. Fernandez und ich sollten losgehen und noch vor Einbruch der Nacht eine Siedlung erreichen, um Benzin zu beschaffen.

Wir zwei marschierten los. Stunden vergingen, ohne daß wir einen Menschen trafen. Ab und zu führte ein Fußpfad vom Hauptwege ab. Ob wir in ihn einbiegen sollten? Auf Fernandez' Karte war keiner verzeichnet. Der Wald lichtete sich. Aber die Schatten wurden immer länger.

Plötzlich brach die Nacht herein. Es wurde stockdunkel. Wir liefen weiter. Irgendwo vor uns

schlugen Hunde an. Das Gebell wurde immer wütender, je näher wir kamen. Ein Lichtschein! — Wir atmeten auf. Rauher Gesang und Stimmengewirr. Irgendwo in der Nähe bellten die Hunde.

Als wir in die Tür traten, saßen wilde, verwegene Gestalten um einen großen Topf, aus dem es scharf säuerlich roch. Unter den großen, hohen Sombreros waren die Gesichter kaum zu erkennen.

„Buenos noches, Señores!“

Sie blickten auf, erwiderten den Gruß. Wüste, betrunkene Gesichter. Lamatreiber vermutlich. Der große Topf war noch halb gefüllt. Sie tranken Chicha, das Nationalgetränk, das hier aus Mais gebraut wird und abscheulich schmeckt.

Aus einem Nebengemach kam eine dicke, schmutzige Indianerin, barfuß und mit langen schwarzen Zöpfen.

„Können wir hier übernachten?“

„Si, si, Señores!“ Die Alte deutete auf zwei freie Plätze auf einer Bank dicht an der Tür. Die übrigen Gäste musterten uns und stießen sich gegenseitig an. Viel Gutes mochten sie mit dem Gringo und seinem vornehmen Begleiter nicht im Sinne haben. Das Gelage ging weiter. Wir saßen und warteten. Mir fielen die Augen zu. Sollten wir mit diesen Caballeros zusammen übernachten? In dem Raum gab es außer den Bänken nur den gestampften Lehmfußboden.

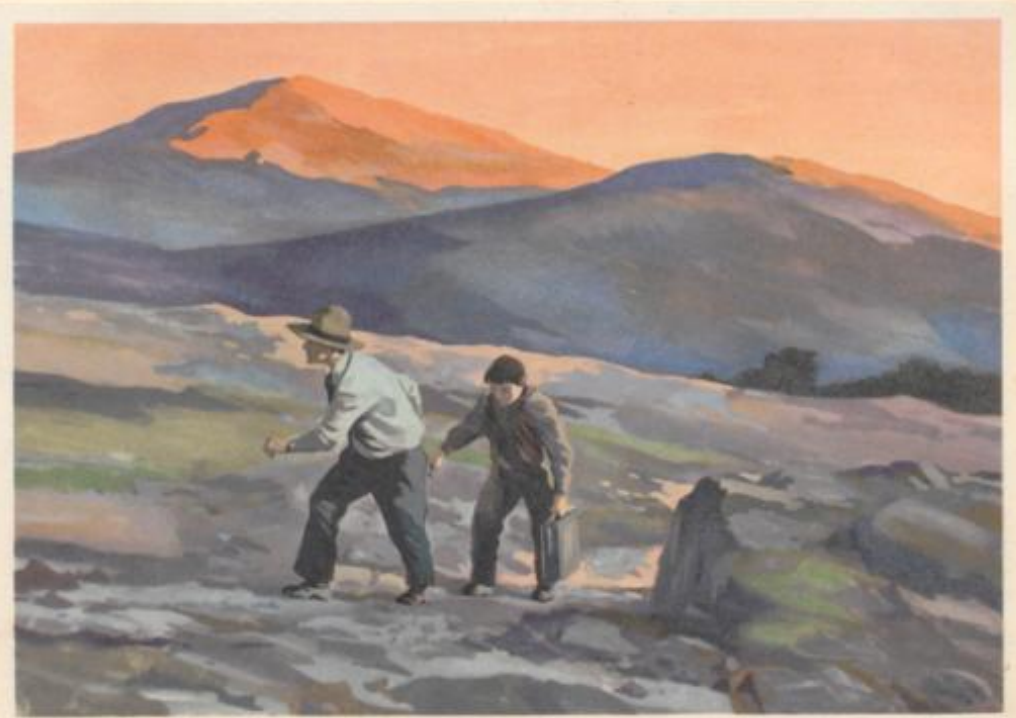
Der Alkohol begann zu wirken. Es war ein wilder Lärm in dem dunstigen Raum.

Da — drei der Männer steckten die Köpfe zusammen, deuteten auf uns und verschwanden im Nebenraum. Was hatten sie vor? Mir schlug das Herz bis zum Halse! Da gab mir Fernandez auch schon einen Wink. Wir drückten uns aus der Tür und liefen die nachtdunkle Straße entlang. Die Hunde schlugen an. Aber niemand schien uns zu folgen. —

„Wir müssen weiter!“ flüsterte Fernandez. „Die Kerle sind nicht mir geheuer!“

Die Nacht war lau. Der Wind rauschte leise in den Bäumen. Gegen Osten wetterleuchteten brasilianische Tropengewitter.

Ich will kurz zu Ende erzählen. Wir kamen noch in ein kleines Dorf und klopfen todmüde den Bürgermeister heraus. Der war



*Auf der Suche nach Benzin*



über die nächtlichen Gäste nicht schlecht erstaunt, hatte aber gute Nachrichten für uns. Morgen kam ein Lastwagen aus der Stadt. Der hatte gewiß etwas Benzin übrig. Der Bürgermeister wollte uns einen zuverlässigen Führer mitgeben und Maultiere zum Reiten.

### Zweikampf auf Leben und Tod

Am andern Tag brachen wir auf, erfrischt und wohlversehen mit Führer, Maultieren und Benzin. Es ging auf kürzerem Wege zurück zu dem Platz, wo Onkel Tom und der Fahrer auf uns warteten. Noch eine Wegbiegung. Ja, dort stand der Wagen. Onkel Tom kletterte heraus, kam uns entgegen, einen Arm dick verbunden. Begrüßung und Fragen.

„Come and see!“ Wir gingen zum Wagen. Im hinteren Teil lag der Fahrer, an Händen und Füßen gefesselt. Nanu, was sollte denn das bedeuten?

Nun, Onkel Tom hatte vorn im Wagen gesessen, die entscherte Pistole in der Tasche, der Fahrer hatte sich hinten in den Wagen gelegt. Nach kurzer Zeit schnarchte er laut.

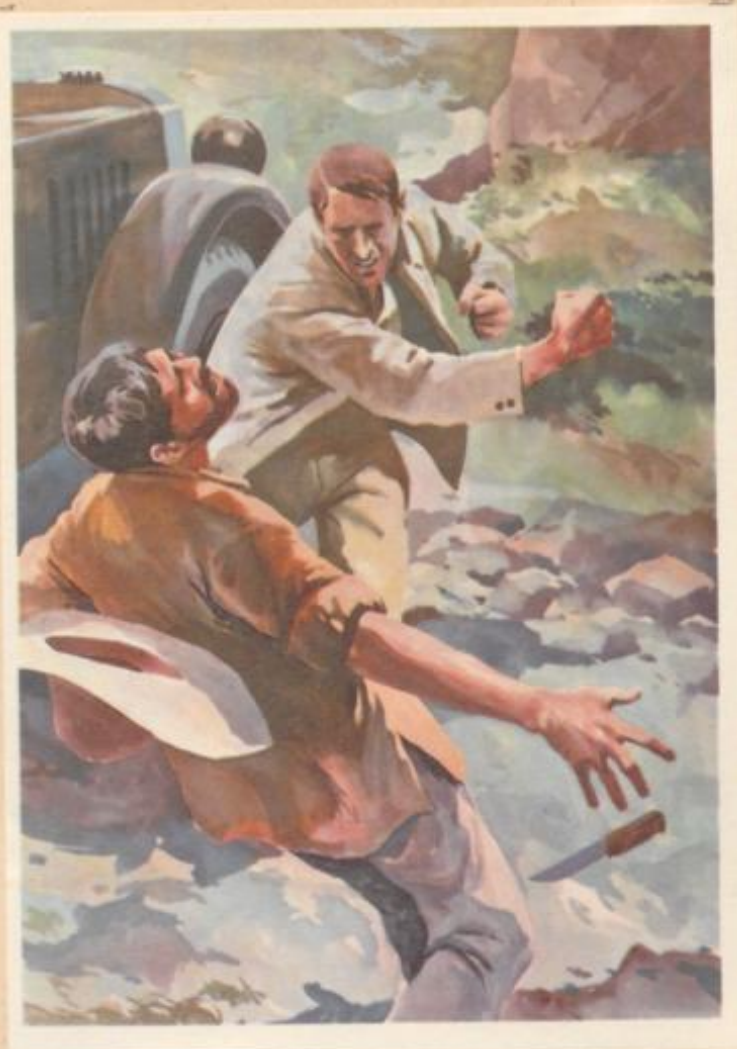
Auch Onkel Tom nickte ein. Es war stockdunkel geworden.

Plötzlich fährt er wieder hoch. Was klapperte da eben hinter ihm? Wie er sich umdreht, sieht er, wie sich der Fahrer an unserem Gepäck zu schaffen macht. Onkel Tom springt hoch, der Fahrer versucht zu flüchten. Tom Smith erwischt ihn am Arm. Da zieht der Bursche blitzschnell sein Messer und sticht zu. Aber Onkel Tom versetzt ihm einen Faustschlag ins Gesicht, daß er zusammensackt. Es hat alles nur Sekunden gedauert im nächtlichen Dunkel. Tom fesselt den Kerl dann und schleppt das ohnmächtige Bündel in den Wagen und bindet ihn dort fest. Dann macht er sich einen Notverband am Arm. Die Verletzung scheint nicht schlimm zu sein.

Es beginnt zu dämmern. Onkel Tom steckt sich eine Pfeife an, setzt sich vorn in den Wagen und wartet auf uns.

„Yes, that's all!“ —

Wir fahren los. Fernandez saß am Steuer. In der nächsten Stadt lieferten wir den gefesselten Fahrer, der inzwischen wieder zu sich gekommen war und uns heimtückisch anblinzelte, im Po-



Onkel Toms Kampf mit dem Mestizen

lizegefängnis ab. Hoffentlich wird er dort eine Zeit eingelocht. Der Polizeidirektor hat es versprochen: „Ganz gewiß, Señores!“

lizegefängnis ab. Hoffentlich wird er dort eine Zeit eingelocht. Der Polizeidirektor hat es versprochen: „Ganz gewiß, Señores!“

### Im Binsenboot auf dem Titicaca-See

Lieber Jupp, wir haben unsere Autoreise nach Santa Cruz aufgegeben. Onkel Toms Arm ist zwar ausgeheilt. Aber nach der „Autopanne“ will er nichts mehr von Bolivien wissen. Wir sind deshalb von Cochabamba aus nordwestlich gefahren — zum Titicaca-See, der zum größeren Teil schon zu Peru gehört. Und nun muß ich schon wieder eine echt amerikanische Angabe machen: Dieser See ist der höchstgelegene der Erde. Er liegt ungefähr gleich hoch wie La Paz. Der Dampfer, mit dem wir über den See wollten, ging erst nachts. So blieb genug Zeit, die seltsamen Fahrzeuge der Indianer zu besichtigen. Wir sind sogar mit einem solchen Binsenboot ein Stück auf den See hin-



Mit Binsenbooten auf dem Titicaca-See





Pizarro und seine Mannen auf dem Saumpfad

ausgefahren. Totora nennen es die Indios. Holz gibt es hier oben nicht. Also helfen sich die Indios mit Schilfbündeln, die zu einem plumpen Gefährt ohne Bug und Heck zusammengefügt werden. Auch das Segel ist aus Schilf. Deshalb entwickeln die Boote nur ein Schnecken tempo. Aber sie sind „seetüchtig“ und können nicht kentern. In ihnen verfrachtet der Indio seine ganze Habe samt Frau und Kindern, ein paar Hühnern und einem mageren Lama, Es gibt freilich auch kleinere Boote, schmalere und schlanker, die von ferne ein wenig an venezianische Gondeln erinnern. Kalt war's auf dem Wasser. Unablässig pfliff der Wind. Wir froren wie die Schneider. Und dabei waren wir doch dem Äquator schon wieder ein gutes Stück näher, als in Rio oder gar in Buenos Aires!

### Nächtliche Seefahrt im Schneesturm

Wir waren deshalb froh, als nach Einbruch der Dämmerung der Dampfer abfuhr. Der nächtliche Anblick des Sees lockte aber bald wieder auf Deck. Wie ein silberner Strom glitzerte das Mondlicht auf den dunklen Fluten. In der Ferne ahnte man die gewaltigen Umriss der Hochanden. Der Wind wurde heftiger. Wir traten zähneklappernd von einem Bein aufs andere. Plötzlich fegte ein Schneesturm übers Deck, der uns in die Kajüte zurücktrieb. Als wir im Morgengrauen wieder nach oben kamen, lag noch dicker Schnee auf dem Schiff, den die Sonne aber schnell wegfraß. Ja, die Sonne! Unbeschreiblich der Augenblick, wenn sie feurig heraufsteigt hinter den Schnee-



Pizarro vor den Palästen der Inkas

bergen im Osten. Die Wellen glänzen. Dort drüben liegt noch dampfender Nebel über den Wassern. An der Küste tauchen die Felder der Indianer auf; vor den Hütten brennen Herdfeuer.

### Wir kommen ins Reich der Inkas

Während der Bahnfahrt nach Cuzco, der alten Hauptstadt des Inkareiches, hat Fernandez mir von der Eroberung dieses Landes durch die Spanier erzählt. Die Macht des indianischen Herrschervolks reichte weit über die heutigen Grenzen von Peru hinaus. Aber hier im Hochland war ihr Mittelpunkt. Schon lange hatten die Spanier, die an den Küsten der Karibischen See Fuß gefaßt hatten, von einem Reich gehört, in dem es sagenhafte Schätze geben sollte. Dann hatte Cortez Mexiko erobert. Da hielt

es einen anderen Conquistadore, Pizarro, nicht länger. Mit einer kleinen Schar brach er von Panama aus auf, von Abenteuerlust und unersättlicher Goldgier getrieben.

### Pizarro schickt eine Gesandtschaft zum Inkaherrscher

Fernandez meint, Pizarro sei zwar ein schrecklich grausamer Mann gewesen, aber was er mit einer Handvoll Spanier auf dem Marsch vollbracht habe, das könne man doch nur mit Hannibals Alpenübergang vergleichen. Unmittelbar nach der Landung an der unwirtlichen Westküste begannen die Spanier den Andenaufstieg. Wie geblendet sahen sie endlich von der erreichten Höhe herab



auf eine Stadt der Inkas. Da war ein großer, viereckiger Platz mit Palast, Säulenhallen und Sonnentempel. Ringsum verstreut die Häuser der Landbewohner, Terrassen und Kanäle, wohlbebautes Ackerland bis hoch in die Berge hinauf.

Aber was war das? Hinter der Stadt lagerte ein gewaltiges Heer. Pizarro überlegte nicht lange. Hier halfen nur Mut und List. Er sandte eine kleine Gesandtschaft zum Herrscher der Inkas in die Ebene hinab.

Verwundert empfing Atahualpa die seltsamen Wesen, die sich ihm da in schimmernder Rüstung und auf nie gesehenen Vierbeinern näherten. Die Indianer kannten noch keine Pferde. Der Inkaherrscher bot den Spaniern seine Residenz gastfreundlich als Wohnung an. Die Spanier besetzten die Plätze und Paläste. Pizarro überlegte,

wie er mit der gewaltigen Übermacht fertig werden sollte. Auf einen Kampf durfte er es nicht ankommen lassen. Hier half nur ein tollkühner Oberrumpelungsversuch.

Atahualpa kam zum Gegenbesuch. Sorgfältig hatte Pizarro seine Leute verteilt, der Platz vorm Palast war umstellt. Hinter dem goldenen und edelsteingeschmückten Tragsessel des Inkaherrschers schritten sechstausend festlich geschmückte Krieger. Im Hintergrund lagerten noch weitere fünfundzwanzigtausend. Vor Sonnenuntergang langte der Inka auf dem Platz an.

Aber zur Begrüßung trat ihm nur ein Mönch entgegen, der ihn in glühender Rede, vom indianischen Dolmetscher übersetzt, aufforderte, den christlichen Glauben anzunehmen und Freund des fernen spanischen Königs zu werden.

Atahualpa ließ zurückfragen, woher der Mönch denn die Kunde von jenem neuen Glauben habe. Man übergab ihm die Bibel. Noch nie hatte der Inka ein Buch gesehen; in seinem Reiche gab es keine Schrift. Er blätterte darin; die seltsamen schwarzen Zeichen waren ihm unverständlich. Dann ließ er das Buch verächtlich zu Boden fallen.

Das war das Zeichen! Der Inka hatte Gottes Wort mißachtet. Mit Donnergetöse brach der Angriff herein. Die Geschütze dröhnten, die Hakenbüchsen krachten. Die Inkakrieger packte Entsetzen. Sie flohen, und so fiel ihr Herrscher lebend in die Hände der Spanier.

### *Als Lösegeld ein Raum voll Gold*

Mit einem Handstreich war das Reich der Inkas erobert. Atahualpa wurde von Pizarro gefangengesetzt. Er hatte längst gemerkt, was die Feinde lockte. Darum bot er Pizarro als Lösegeld einen ganzen Raum voll Gold. Sieben Meter war das Zimmer lang und sechs Meter breit. So hoch, wie der längste seiner Männer reichen konnte, sollten die Schätze aufgeschichtet werden. Pizarro willigte ein und versprach, Atahualpa freizulassen, sobald er sein Versprechen erfüllt hätte.

Nun schleppten die Inkakrieger unermessliche Schätze heran. Täglich trafen Lasten reinen Goldes aus allen Teilen des Reiches ein.

Aber der grausame Pizarro blieb argwöhnisch. Was würde Atahualpa tun, wenn er die Freiheit wiedererlangte? Inzwischen häuften



*Pizarro schickt eine Gesandtschaft zu Atahualpa*

sich noch immer die Schätze. Noch nie hatte man vorher eine solche Beute gemacht.

### *Atahualpa besteigt den Scheiterhaufen*

Die Spanier hatten inzwischen auch im Lande überreichlich gefunden, was sie suchten. Man brauchte den Inka deshalb nicht mehr als Pfand. Ließ man ihn frei, konnte er ein Heer sammeln und den noch immer zahlenmäßig unterlegenen Eroberern gefährlich werden. Also wurde ihm der Prozeß gemacht. Das Urteil lautete: Tod auf dem Scheiterhaufen.

„Was habe ich denn getan, daß mich ein solches Schicksal trifft?“ fragte der Inka erschrocken.

Pizarro antwortete nicht, sondern ließ ihn gefesselt abführen. Als Atahualpa schon auf dem Scheiterhaufen stand, erklärte er sich bereit, Christ zu werden, in der Hoffnung, dann dem Flammertode zu entgehen. Man erfüllte seinen Wunsch. Der Unglückliche wurde getauft, konnte dadurch aber nicht dem Tode entgehen. So starb der letzte Herrscher der Inkas.

### *Die Inka-Götter rächen sich nicht*

Neben Glücksrittern kamen Verbrecher und Abenteurer aus Europa in das überfallene Land. Unter ihren Plünderungen und Schandtaten ging das Inkareich zugrunde. Die Reste der Indianer zogen sich in die unzugänglichen Bergfestungen zurück und warteten, ob ihre Götter nicht eingriffen gegen den Frevel der weißen Eroberer. Aber nichts geschah. Unaufhörlich wurden die Schätze nach Europa geschafft. Pizarro herrschte in der neuen Hauptstadt Lima – einst ein einfacher Soldat, der nicht lesen und schreiben konnte, jetzt der Herr eines gewaltigen Reiches. Aber 1541 wurde er in Lima von den Anhängern einer Gegenpartei ermordet. Seine Gewalttaten hatten ihm kein dauerndes Glück gebracht.

### *In Cuzco, der alten Hauptstadt des Reiches*

Wir hatten Glück. Fernandez traf in Cuzco einen Studienfreund aus Deutschland, der hier Ausgrabungen leitet. Er hat uns zu



einzelnen Inka-Bauwerken geführt. Etwas Gewaltigeres läßt sich kaum vorstellen. Auch die Erdbeben haben den alten Mauern nichts anhaben können. Es ist alles wie für die Ewigkeit gebaut.

In der Stadt sieht man überall noch die alten Fundamente. Die Spanier haben einfach auf die Ruinen gebaut. Wo jetzt eine moderne Plaza liegt, befand sich einst der Festplatz der Inkas, auf dem die großen Feiern und Feste stattfanden. Auf den Mauern des einstigen Sonnentempels ruhen heute die Bauten eines Klosters.

### *Die Inkas binden die Sonne fest*

Sonne und Mond wurden als Götter verehrt. Unten an der Küste erschien den Bewohnern die silberne Scheibe des Mondes als gutes, wohltätiges Wesen. In nächtlicher Kühle spendete sie Regen und Fruchtbarkeit und kämpfte erbittert gegen die Sonne, deren Strahlen alles versengten und verzehrten. Als dann aber die Inkas die kleineren Völker siegreich unterworfen hatten, errichteten sie auch große Sonnentempel: stufenförmige, riesige Pyramiden.

Die Peruaner hatten Sorge, die Sonne könnte, wenn sie im dortigen Winter immer weiter nach Norden wich, verschwinden und nie wiederkehren. Auf dem Felsberg über dem Tempelplatz, dort, wo der in Fels gehauene Thron der Götter steht, ist noch ein Steinpfeiler zu sehen. An diesen banden die Inkapriester in feierlicher Handlung die Sonne fest, damit sie nicht aus ihrem Reich entfliehen konnte. Das war natürlich nur eine sinnbildliche Handlung. Aber die Indios glaubten fest daran.

### *Auf der Burg Sacsayhuaman*

So, wie die Inkas gebaut haben, erzählt uns Fernandez' Freund, wie sie die Steine bearbeiteten, konnten es in der alten Mittelmeerwelt nur die Ägypter. Die gewaltigen Steinblöcke wurden mit Kupferklammern zusammengeschaltet. Später hat man aber noch viel kunstvoller gebaut. Wir haben das auf



*Botenläufer der Inkas*

der Burg Sacsayhuaman im Tal von Cuzco gesehen. Da stehen noch heute Mauern aus Blöcken, die fünf Meter hoch und drei

Meter breit sind. Wir haben an verschiedenen Stellen gemessen. Und was meinst Du, wie die zusammengehalten werden? Da gibt es keinen Mörtel und keine Kupferklammern. Nein, die Felsblöcke sind in den Fugen so genau ineinandergespaßt und lagern durch ihr Eigengewicht so fest, daß man noch heute kein Blatt Papier dazwischenschieben kann. Unerschütterlich stehen die Titanenmauern. Kein Mensch kann sich heute recht vorstellen, wie diese Steine nur mit Menschenkraft bewegt und gehoben worden sind.

Wenn man vor diesen Bauwerken steht, erfaßt man erst ganz, was das für ein Reich, was das für gewaltige Herrscher gewesen sein müssen. So hat sich damals Burg an Burg gereicht — zum Schutz der Grenzen, denn von Osten drohte Gefahr. Von dort versuchten wilde Stämme



*Atahualpa auf dem Scheiterhaufen*





Inkakrieger

hereinzubrechen, bis dann das große Unglück doch von Westen, von der Küste aus kam, als Pizarro, der Spanier, erschien.

### Auf einer Landstraße quer durch Peru

Also Jupp, nun paß einmal gut auf! Jetzt erlebst Du vom Auto aus einen Kulturfilm „Quer durch Peru“. Am Osthang der Anden, dort, wo genügend Regen fällt und die Flüsse alle zum Amazonas fließen, werden in modernsten Plantagen Tee und Apfelsinen, Tropenweizen und Tomaten, Ölpalmen und Reis angebaut. Weiter nach Westen kommen wir durch ein Gebiet, wo man vor Jahrzehnten Erdöl gebohrt hat. Wir überqueren dann einen tief in eine Felschlucht eingeschnittenen Paß. Dort drüben wird Chinchona angebaut, aus dessen Rinde das für die Heilkunde wichtige Chinin gewonnen wird. Auf dem sehr fruchtbaren Schwemmland einer alten Hacienda sind Kulturen

von Orangen und Kakao, Kaffee und Zuckerrohr zu sehen. Jetzt klettert die Straße steil in die Berge. Auf etwa 100 Kilometer müssen 2600 Meter Steigung überwunden werden. Schafe in dickem Wollpelz weiden auf den mageren Hochebenen. Schon wieder geht es in ein Längstal hinab. Im Talkessel liegt ein großes Hüttenwerk, noch immer über 3000 Meter hoch. Die dünne Luft ist so durch Abgase vergiftet, daß die Menschen Tücher vorm Mund tragen müssen. Wieder geht es bergauf. Da drüben liegen Erzbergwerke. Am Straßenrand ziehen Quetschua-Indianer in ihrer bunten Kleidung an uns vorbei.

Jetzt senkt sich die Straße über die Küstenberge dem Stillen Ozean zu. Nur die feuchten Nebel im Winter lassen hier einen kargen Pflanzenwuchs sprießen. Unter uns dehnt sich die regenlose Wüste. Seltsam, hat dort drüben der Sturm die Dächer von den Indianerhäusern weggetragen? Nein, die haben gar keine. Wozu auch, wenn seit Menschengedenken kein Regen mehr gefallen ist!

Da drüben die Küste! Weiter draußen die Brandung mit weißem Gischt. Eine öde Felsenküste ohne Baum und Strauch. Nur wieder unzählige Vögel und – durchs Glas deutlich zu erkennen – Mengen von Seelöwen, die träge in der Sonne liegen. Noch eine kurze Strecke – und wir sind in Lima, der Hauptstadt von Peru.

### Schrumpfköpfe als Reiseandenken

Lima ist eine schöne Stadt, die mitten in einer öden Gegend liegt, an der Steilküste des Ozeans mit Gärten und Anlagen, altspanischen Palästen und modernen Geschäftsstraßen.

Ja, Jupp, und jetzt kommt wieder etwas, wovon Du sicher annimmst, das hätte ich mir nur ausgedacht. Aber ich hab' ihn wirklich gesehen: einen echten Indianerschrumpfkopf nämlich, so groß wie eine Faust; es sind besonders präparierte Menschenköpfe, die dadurch so klein werden. Wir sahen einen im Museum. Möchtest Du gern einen als Schreibtischschmuck haben? Na, lieber nicht! Ich habe mich schrecklich geekelt. Von nahebei sehen diese Köpfe wirklich gespenstisch aus.



Plündernde Spanier – zerstörte Kulturen





- 7 Panama
- 11 Kolumbien
- 17 Bolivien
- 22 Peru
- 23 Ekuador

## Von Peru bis nach Panama

### *Haifische und Pelikane*

Erinnerst Du Dich, Jupp? Ich habe Dir schon einmal Grüße vom Äquator gesandt. Das war, als wir über die Amazonas-mündung flogen und dann über das grüne Meer, den brasilianischen Urwald. Inzwischen hast Du auch eine Postkarte aus der antarktischen Landschaft auf Feuerland erhalten. Und jetzt sind wir wieder nahe am Äquator. Aber wie ganz anders sieht hier die

Welt aus als an der Ostküste Brasiliens! —

Onkel Tom hat keine rechte Ruhe mehr. Also nahmen wir wieder einmal Flugkarten, flogen über die peruanische Grenze nordwärts an der Küste entlang nach dem bedeutendsten Hafen von Ekuador: Guayaquil. Ganz nebenbei: Äquator—Ekuador! Kannst Du Dir denken, warum das Land so heißt?

Der Flug war prima! Die Anden zeitweise von Wolken verhangen. Unter uns die gewaltige Brandung an der einsamen Küste. Wir flogen anfangs hoch. Was waren das für seltsame dunkle Flecken auf dem Wasser? Ich konnte mir lange nicht erklären, was das sein mochte. Da hoben sich die Flecken plötzlich wie Wolken in die Luft. Es waren große Vogelschwärme. Unser Flugzeug wich ihnen aus. Bei der Geschwindigkeit ist ein Zusammenstoß auch für das Flugzeug verdammt gefährlich, und wenn es auch nur eine kleine Möwe wäre, die in den Propeller geriete.

Zu Tausenden flogen die verschiedensten Seevögel aufgeregt umher. Darunter auch die großen Pelikane, denen unser dahinrasender Vogel offenbar einen besonderen Schrecken einjagte. Sie stürzten sich vor lauter Angst kopfüber ins Wasser, um nach Sekunden wieder aufzutauchen und uns mit langen Hälsen nachzuschauen.

Die Maschine geht tiefer. Da unten im Meer ist noch mehr zu sehen. Schlank dahinschießende dunkle Striche. „Das sind Haie“, erklärt Fernandez, „vermutlich die großen Hammerhaie.“

Lieber Jupp, da habe ich einen Augenblick daran gedacht, was wohl passierte, wenn unser Vogel da plötzlich notlanden müßte, so in nächster Nachbarschaft dieser wie Pfeile durchs Wasser flitzenden Burschen. Ein dum-

### *Guayaquil, die Stadt mit den Säulengängen*

mer Gedanke! Aber mir lief doch eine Gänsehaut über den Rücken.

Die Küste Ekuadors ist regenreich; es gibt große Plantagen im Tiefland, und Guayaquil ist die Haupthafenstadt. Hier wimmelt es wieder von Negern und Mulatten, Indianern und Mestizen.